

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 13

Artikel: Das Dorforakel
Autor: Weiss, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573721>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Dorf-orakel.

Von Marg. Weiß, Buonas.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der Weidenbauer hatte sonst im Brauch, so nicht viel zu sagen, wenn sein Weibsvolk den Wunderlichen hatte und gar nicht dergleichen zu thun, daß er's merke, wenn die Frau ein Gesicht schnitt, als ob sie Essig getrunken hätte und die Tochter herumschoß, wie eine Surrfliege. Es deutete ihn, das hänge vielfach vom Wetter, namentlich vom Biswind ab — „und das häng's!“

Sobald der nachließ, war auch das Weibsvolk wieder besser im Strumpf. Aber einmal ließ ihn diese Wettertheorie doch im Stich. Wetter hatte man, schöner nützte nichts; die Sonne schien so warm, und milde Südluft wehte. Der Frühling war eingezogen, eingekehrt auch in die Menschenherzen. Der Tagelöhner am schweren Pflug im Felde, der vergnügte Kradler auf der Landstraße, der genesende Kranke, der am offenen Fenster den balsamischen Duft des Lebensbaumes im Garten einjog und die kalten, blutleeren Hände der wärmenden Sonne entgegenhielt, das heitere Kind, das die ersten Weichen entdeckt und jubelnd das große Ereignis verkündete: aus ihrer aller Augen sprach dieselbe Sonne, auf ihrer aller Lippen lag das jauchzende Geständnis:

„Der Lenz ist angekommen!“

Nur die Weidenbäuerin machte eine Frage, wie ein bissiger Hund im Maulkorb, und die sechsundzwanzigjährige Tochter Bree schien wenigstens noch einmal so alt, derart verdrossen sah sie drein. Als jene das Eßgeschirr zum Mittagmahle in die Stube trug und Löffel, Messer und Gabeln auf den Tisch hinwarf, daß sie klirrend darüber hinaus zu Boden fuhren, da ging dem hinter dem Tisch harrenden Hausvater denn doch die Geduld aus.

„Jetzt will ich wissen, warum du so häßig bist, Lisbeth! Heraus mit der Sprache auf der Stelle!“ sprach er in einem Tone, den man an ihm sonst nicht gewohnt war.

„Weil du ein Esel bist und Händel angefangen hast mit dem Milchmeier wegen paar lumpiger Franken willen! Wenn du nicht dümmer wärest als Dr... und dir an der Zukunft deines Kindes nur ein Fünklein mehr gelegen wäre, als an der jungen Katz, so hättest du fünfse grad sein lassen und bedacht, daß des Milchmeiers Bub der bravste und reichste ist weitherum, und daß es für die Bree bald nicht mehr zu früh wär', wenn sie unter Dach käm'! Jetzt läuft er des Schatzgräberlunzis Agi nach, der Fränzel!“

Der Weidenbauer schien über der Neuigkeit die zärtlichen Anspielungen seiner Frau ganz überhört zu haben.

„Was, zum Schatzgräberagi geht er? Das muß man dem Alten zu wissen thun. Er hat mir's freilich nicht schön gemacht, als er mir geschwind das Gusti abzwackte, wie er Wind bekam, daß die Spaniolen ins Land kämen und große Summen zahlten für hübsches Vieh. Hundert Franken hat er verdient an dem Gusti, so gut als einen Kappen. Aber das ist jetzt gleich. Ich will dem Teufel auf den Schwanz „trampen“ und wieder eins sein mit dem Milchmeier. Er ist heut' früh fort an eine Beerdigung, allem Anschein nach. Wenn er zurückkommt, so heiß' ich ihn in die Stube kommen und sag's ihm, wie es ist mit dem Bub. 's wäre ja eine Schande für die ganze Gemeinde, wenn des Milchmeiers Sohn in die Schatzgräberbande hinein heiratete — und das wär's!“

„Der Milchmeier kommt!“ unterbrach die Bree vom Fenster her, aus dem sie unablässig gespäht, den Vater, und ihr vergrämes Gesicht heiterte sich auf.

Die Mutter holte schnell einen weißen Teller und ein neusilbernes Besteck, was sie beides neben ihre braunen, irdenen Teller und das gemeine Alltagsgeschirr legte, damit es recht davon absteche.

Die Bree hatte recht gesehen; da kam er gemessenen Schrittes daher, den schwarzen Leidmantel auf dem Arm. Der Milchmeier war ein rüstiger Fünfziger. Aus seinen kleinen, grauen Augenlein sprach Hochmut und Eigenmuth. Geringschätzig hatte er beim Vorbeigehen auf des Schatzgräberlunzis mageres Anwesen geschaut. Schon Lunzis Vater war ein Schulden- und Hungerbäuerlein gewesen und dazu über alle Maßen leichtgläubig. Ein schlauer, geliebener Gauner hatte dem Bäuerlein weiß machen können: hinter dem Meinradskäppeli am Waldrand liege eine Kiste mit vielem Geld begraben, stehe aber unter der Macht des Teufels. Dem wollte er zwar schon unter 's Loch zünden mit heiligen Messen und andern frommen Werken, wenn er das Geld dazu hätte. Das Ende vom Liede war, daß sich der Schuft mit den sauer erworbenen Fränkeln des leichtgläubigen Mannes aus dem Staube gemacht und dem das Graben überlassen hatte. Dabei wurde der gute Lunzi noch überrascht und gerichtlich bestraft, und für den Spott brauchte er auch nicht zu sorgen. Das war gerade das Schlimmste an der Geschichte: es lastete seither eine Art Behme auf seiner Familie. Der Lunzi, eine so ehrliche, brave Haut, bekam noch gar oft die nachtheiligen Wirkungen dieses Verrufs zu spüren, und sein blühendes Töchterlein, die Agatha, ein sittsames, stillernstes Kind, war halt doch nur das „Schatzgräberagi“.

Vor etwa drei Wochen hatte es einmal noch spät am Abend weit über Feld zum Vieharzt gehen müssen. Klopfsenden Herzens hatte es sich auf den Weg begeben; denn es wußte, daß viel freches Gesindel die Gegend unsicher mache. Da kam ihm wie ein Engel vom Himmel des Milchmeiers Franz entgegen und fragte:

„Wohin noch so spät?“

Und als ihm Agetli sein Anliegen mitteilte, meinte er:

„Ich will lieber mit dir gehen; es ist nicht ratsam, allein auf der Straße zu sein bei Nacht für ein so junges Ding!“

So schritten sie nun schweigend nebeneinander her. Agetli dankte im Stillen dem Himmel, besonders dem hl. Meinrad, dem es eine Kerze gelobt in die Kapelle am Walbrand, wenn ihm nichts passiere auf dem nächtlichen Gang, und nun hatte Sankt Meinrad ihm den bravsten Burschen vom ganzen Ort zur Begleitung geschickt. So ganz von ungefähr konnte das gewiß nicht geschehen sein! Das war die entschiedene Meinung des siebzehnjährigen Mädchens.

Franz zählte jetzt zwanzig Jahre, war groß und kräftig; aber dem Geiste nach schien er nicht geweckt, ohne daß man ihm aber Beschränktheit angemerkt hätte. Es hatte dem Burschen an geistiger Anregung gefehlt. Nie war er von Hause weggekommen, war dort unter den oft rohen und stupiden Knechten aufgewachsen, von einer alten Haushälterin verzogen und verzärtelt und mit Altwiebermären vollgestopft. Zwischen Vater und Sohn bestand auch kein rechtes, inniges Verhältnis; der Alte ging noch auf Freierrufen, und da war ihm die Großjährigkeit des Sohnes nichts weniger als angenehm. Er hätte ihn lieber als Fünfzehnjährigen gesehen und behandelte ihn als solchen.

Franz hatte großen Gefallen an der Natur und ihren Erzeugnissen; er betrachtete nachdenkend Tiere, Pflanzen, Mineralien; es steckte ein innerer Drang in ihm, mehr über ihr gegenseitiges Verhältnis und ihre Beziehungen zum Menschen zu vernehmen; er fühlte das bringende Bedürfnis, seine Gedanken auszusprechen, aber zu wem? Der Milchmeier nannte das Narrenzeug und hieß ihn das „Maul“ zumachen. Die Dienstboten hörten ihm zu, wenn's nicht zu lange dauerte; ging er zu weit, so raunten sie sich zu, der Franz habe ein Mädchen zu viel im Kopf.

An dem bewußten Abend, auf dem Gang zum Vieharzt, hatte nun Franz bei Agetli eine verständige Seele und ein Echo seiner Ideen gefunden.

„Wir gehen sonst nicht wegen jedem Bißli zum Doktor,“ fügte es endlich seiner zuerst gesprochenen Erklärung hinzu. „Wir halten eine landwirtschaftliche Zeitung, und da findet man reiche Belehrung über Zucht, Haltung und Pflege des Nutzviehes, der Nutzpflanzen,

da werden bewährte Hausmittel, bekannte Heilkräuter besprochen. Und so haben wir uns schon oft selbst helfen können bei Menschen und Vieh.“

„Was? So eine Zeitung habt Ihr?“

„Ja, und zwar hat sie der Vater abonniert meistens wegen meiner, da ich so gerne darin lese; denn weißt du, ich habe große Freude an solchen Dingen, an der Natur überhaupt.“

„Dann hast du es gerade wie ich, Agetli! Stundenlang könnte ich da finnen und grübeln. Was wir in der Schule lernten, war nicht viel, und was mir davon noch geblieben, ist noch weniger, und daheim habe ich weder Buch noch Zeitung, und der Vater ließe das ‚Narrenzeug‘ wahrscheinlich auch gar nicht ins Haus!“

„Weißt du was? Komm' zu uns, so oft du willst, und da kannst du die Zeitungen durchlesen, so lange du magst; ich habe sie alle schön beisammen!“

Voller Freude darüber, endlich seiner Wißbegierde Nahrung geben zu können, sagte Franz zu. Allein, er geriet an eine unrichtige Schule; denn sehr bald waren ihm die drei Reiche der Natur gleichgültig, er hatte ein viertes entdeckt in Agetlis Herz. Dieses Reich zu ergründen, erschien ihm jetzt das Wichtigste. Es war ihm ganz wurst, wenn es hieß, daß es bei uns gerade dann am kältesten sei, wann die Erde am nächsten bei der Sonne vorbeigehe; ihm war's am wärmsten, wenn er am nächsten bei seiner Sonne, bei Agetli war!

Bei dem Mädchen war der Wissensdurst auch merkwürdig bald gestillt; die Zeitungsnummer vom Samstag war am Montag noch unaufgeschnitten. Der Vater brummte und meinte, wenn ihm nicht mehr dran gelegen sei, so abonniere er das Blatt nicht mehr.

Der Milchmeier hatte von alledem keine Ahnung, als er an jenem Vormittag an Lunzis Häuslein vorüberging. Aber nicht gering war sein Erstaunen, als der Weidenbauer mitsamt seiner Frau ihn freundlich nötigten, mit ihnen zu Mittag zu essen. Denn die erfolgte Entzweiung war dem Milchmeier nichts weniger als erwünscht. Der Weidenbauer war übrigens unrecht dran, wenn er gemeint, jener hätte die Spaniolen gerochen. Bewahr Gott! eine so feine Nase hat der nicht! Der reine Zufall hatte den Gustihandel und das Zerwürfniß herbeigeführt. Darum war ihm die Versöhnung höchst willkommen, und er ließ sich nicht erst lange bitten, die Einladung anzunehmen.

„Wenn Ihr etwas Gutes habt, warum nicht?“ meinte er lachend und folgte den Nachbarn zu Tische.

Der Weidenbauer war längst daran gewöhnt worden, das Wort ganz seiner bessern Hälfte zu lassen, wenn Besuch da war. Sie korrigierte und vernütigte doch immer alles, was er vorbrachte, und das mache sich nicht gut vor den Leuten, sagte er sich — „und das mach's!“

„He nun, greift zu, Kilchmeier,“ sagte die Hausfrau und reichte ihm die Platte mit köstlich duftendem Schweinsbraten. „Es ist das letzte grüne Stücklein von unserer Metzgeten.“

Neben dem Braten stunden eingemachte Pflaumen, gebackene Kartoffelpfläzli und Spinat mit Ei.

„Ihr habt ja eine wahre Herrenkost!“ rief der wacker zugreifende Gast.

Die Weidenbäuerin lächelte, der Wirkung ihrer folgenden Worte zum voraus gewiß.

„Ja, ja! Es herrelet jetzt ein wenig bei uns!“ sprach sie in scherzendem Tone. „Wir haben halt jetzt eine Köchin im Haus, die's versteht. Wißt Ihr, die Bree hat das Kochen gelernt während des letzten Winters. Die kann Euch jetzt ein flott's Mähli kochen von drei, vier Gängen und braucht dazu nicht so viel Butter wie eine Bauersfrau zum Erbdäpfelbraten. Aus jedem Restchen Fleisch, das sie an manchen Orten dem Hund oder der Katz hinwerfen, macht euch die Bree etwas Delikates zweg. Ja, ja, Kilchmeier, 's glaubt's einer nicht, wie schön das ist, ein's um sich zu haben, das auch ein Bihli kochen kann, wenn man altet. Fünf Briefe liegen dort in der Kommode von Gastwirten, die die Bree über den Sommer mit Teufels Gewalt haben wollen. Aber wir lassen sie nicht fort; wir wollen auch ein rechtes Essen haben in unsern alten Tagen, der Vater und ich. Und Euch thät's auch gut, Kilchmeier, gewiß thät's; aber wißt Ihr, ein jedes kann's nicht, ein jedes lernt's nicht, 's braucht auch Talent dazu, das hat mir eine geriebene Köchin gesagt. Ich glaube, das Schatzgräberagi lernte in zehn Jahren nicht, was Unseres in sechs Monaten gelernt hat.“

„Ist's etwa auch in der Lehr', das Agi?“

„Nein, nein! Was denkt Ihr auch! Das geht jetzt nicht fort, wenn ein's einen so flotten Liebhaber hat!“

„So, so? Und was für einer wär' denn das?“

„Das solltet Ihr doch am besten wissen, Kilchmeier!“ stichelte die Weidenbäuerin.

„Ich? Warum ich? 's wird doch nicht etwa heißen, ich gehe zum Agi?“

„Nein, nein! Von Euch ist nicht die Rede, Kilchmeier, und ich würd's auch nicht glauben, daß Ihr so einem Weitschi nachliefet, dem Ihr Vater sein könntet. Wenn man's aber vom Bub hört, da ist es schon eher zu glauben!“

Dem Kilchmeier mußte ein Tropfen des guten Welschen, der auf dem wohlgedeckten Tische auch nicht fehlte, in den unrechten Hals gekommen sein, denn er fing bei den letzten Worten der Bäuerin an zu husten. Endlich kam er dazu, zu fragen, wie das gemeint sei.

Er muß es früh genug erfahren haben. Mit geballten Fäusten und einem Gesicht wie der Himmel um Simon

und Judä sah man ihn eine halbe Stunde später seinem Hause zusteuern.

* * *

In einem halbzerfallenen Häuslein am Mühlbach hauste ein altes, aber noch zähes, robustes Weib, unter dem Spitznamen „Die aus der Hölle Verjagte“ bekannt. Mit Gott und den Menschen zerfallen, war sie vor etwa sieben Jahren auf dem Sterbebett gelegen. Voll Entsetzen hatten die herbeigerufenen Nachbarnleute ihr angehalten, zu beichten und sich wenigstens mit ihrem Manne, der es bei ihr gehabt wie ein zugelaufener Hund bei einem Geizhals, christlich auszuföhnen. Hartnäckig verweigerte sie das eine wie das andere, und mit einem Kernsuck auf den Lippen sank sie entstellten Gesichtes tot in die Kissen zurück. Manche getrauten sich nicht, sie noch anzusehen. Die Kerkern, die ihre Augen aufzuschlagen wagten, sahen einen schwarzen Vogel, einer Fledermaus ähnlich, zum Fenster hinausfliegen. Das war der Teufel, der ihre Seele von damen trug!

Am ehesten und besten gefaßt war der neugebackene Witwer, der Rußmichel, der sich vorkam wie ein aus lebenslänglicher Gefangenschaft Befreiter. Aber wie die meisten, denen unverhofft ein Glück zustoßt, hatte auch er Angst, es wieder zu verlieren, und es war ihm wind und weh, bis die Beth beerdigt sein würde.

Es wohlete ihm schon, als er dem Herrn Pfarrer von dem Todesfall Anzeige gemacht und ihm der Schreinermeister den Lehrbuben mitgab, damit er der Toten das Maß nehme zum Sarg. Dem Lehrjungen lief es zwar kalt über den Rücken hinauf, als ihm der Befehl gegeben wurde, aber er wußte, daß protestieren nichts half, und so trottete er stillschweigend neben dem Michel her ins Trauerhaus, wenn man so sagen will.

Währenddem sich der Lehrjunge in der Sterbekammer an seine nichts weniger als angenehme Arbeit machte, ging Michel daran, draußen in der Wohnstube zwei Schnäpslein einzuschenken, ein's für sich als Herz- und Magenstärkung nach dem überstandenen Kummer und der Aufregung, das andere für den mutigen Schreinerlehrling.

Doch hatte er das zweite nicht vollgeschenkt, da flog die Kammerthür jählings auf, und weiß wie ein Leichentuch stürzte der Lehrjunge heraus: „Der nehme ich das Maß nicht. Sie hat sich ja soeben bewegt!“ rief er und machte sich auf und davon.

Und richtig, die Beth lebte, erwachte aus ihrem Starrkrampf und wurde gesund, gesunder als je. Der Rußmichel aber meinte, er möchte doch gerne sehen, ob es auf der ganzen Gotteswelt ein Gericht gäbe, das ihn zwingen könnte, bei einer Frau zu leben, die selbst der Teufel nicht gewollt! So hieß es nämlich unter den

Leuten, daß es um die Beth stünde. Eine Scheidungs-
klage legte zwar der Michel nicht ein.

„Der Tod scheidet!“ sagte er, „und wenn sie sie
drüben nicht haben brauchen können, so geht das mich
nichts an!“

Der ersten Auswanderungsgesellschaft schloß sich der
Michel an und setzte über den großen Bach.

Der Beth ging es deshalb nicht übel, sie mußte
nicht darben. Schon früher hatte sie sich eines gewissen
Rufes erfreut, mit sympathischen Mitteln in allerlei
Nöten helfen zu können. Sie brachte es ebenso gut
fertig, daß eine unfruchtbare Geiß trüchtig wurde, als
sie machen konnte, daß gestohlene Sachen den Bestohlenen
zurückgebracht wurden. Sie war imstande, es zu reisen,
daß zweier jungen Leute Herzen Feuer fingen wie feuchte
Eindstöße. Seitdem sie nun gar einen Blick ins Jen-
seits gethan, wuchs ihre Rundschaft ins Vierfache. So
ist's ja mit dem abergläubischen Pakt im Volke: vor
dem es sich bekreuzt, vor dem hat es am meisten Respekt,
und viele Frommheit ist von jeher mehr der Furcht vor
dem Teufel als der Liebe zu Gott zuzuschreiben gewesen.
Hinwiederum schämte man sich doch, mit einer Person
zu verkehren, die dem Fürsten der Finsternis selbst nicht
behagt hatte. So kleinere Verlegenheiten anvertraute
man dann jeweilen solchen, deren Gebrechen groß genug
waren, die Scheu vor der Beth zu überwinden.

„Aber sagt ja keinem Menschen etwas davon!“ war
die jeweilige ängstliche Ermahnung.

Die Beth behandelte ihre Rundschaft außerordentlich
grob und rücksichtslos; aber das gab ihr gerade ein
festgegründetes Ansehen und den Nimbus der Unfehl-
barkeit, daß sie mehr könne als Brot essen. Wer von
der Beth am greulichsten heruntergemacht und aus-
gepudelt wurde, der konnte versichert sein, daß er bei
ihr gut angeschrieben sei, und daß ihr daran gelegen
wäre, seine Sache zum guten Ende zu führen.

So donnerte sie einst auf ein dürftig dreinschauendes
Ehepaar ein, das weither gekommen war seiner drei
Kleinen wegen, von denen noch keines stehen und gehen
könne.

Die Beth forschte nicht lange nach diesem und jenem,
sondern durchbohrte so ihn wie sie mit ihren Adler-
blicken. Dann schalt sie den Mann kurzweg „Sauf-
hund“, der das Geld lieber verschnapfe, als daß er
dafür den Kindern Milch und Schwarzbrot kaufte. Die
bessere Hälfte nannte sie ein „faules Pflaster“, das zu
faul sei zum Hocken, geschweige dazu, die Kinder in
Ordnung zu halten!

Plötzlich hielt sie inne und humpelte ans Fenster,
aus dem sie während der gesalzenen Audienz immer ge-
schielt hatte.

„Wenn Ihr kommen wollt, so kommt und besinnt

Euch nicht noch eine Stunde und gafft umeinander, ob
Euch ja niemand sähe! Ihr habt Euch, mein' ich, nicht
zu schämen; 's sind schon Vornehmere da gewesen, als
des Kilchmeiers Bub und des Schatzgräberlunzi
Meitschi!“ rief sie auf den Vorplatz hinaus, wo die
zwei Genannten richtig wie der Dohs am Berge standen
und nicht wußten, was sie sollten. Die zwar nicht gar
ermutigenden Worte verfehlten die Wirkung nicht. Mit
verweinten Augen, dem Abzeichen einer Kummervoll durch-
wachten Nacht, traten sie ins Haus, und als die andern
zwei fort waren, kamen sie an die Reihe.

„Wir kommen,“ begann Franz mit einem Seufzer.

„Weiß schon, warum Ihr kommt. Der Kilchmeier
will Euch nicht heiraten lassen,“ unterbrach ihn die Alte.

„Ja, so ist's! Wie er gestern heimkam von seinem
Kirchgang, da hat er gethan wie ein Leu wegen Ugetli.
Die lasse er nicht ins Haus, hat er gesagt und dazu
gesflucht, daß wir befürchteten, die Strafe Gottes komme
jählings übers Haus. Wenn ich heiraten wolle, so müsse
ich des Weidenbauern Bree nehmen, die etwas älter
und darum auch geschaidter sei als ich. Und wenn ich
sie nicht wolle, so nehme er sie, und ich könne dann
feinetwegen das Ugetli heiraten, aber er gebe mir nichts,
daß ich's nur wisse! Damit wär' dann freilich der
Streit aus gewesen. Ich dürfte ja das Ugetli nehmen,
und was wollte ich mehr? Ich bin jung und stark und
kann schaffen, was an den Mann kommt, was Land-
arbeit heißt, habe ich gedacht und gemeint, es liege uns
nichts mehr im Weg. Und nun will Ugetlis Vater
nichts davon wissen. Ja, wenn ich von Haus aus
arm wäre, aber rechtschaffen, so wollte er weniger
sagen; aber mit einem, der es daheim so haben könne
wie ich, lasse er sein Meitschi nicht Hunger leiden. Das
komme ihm doch zu dumm vor, und ich solle ihm nicht
mehr ins Haus kommen, wenn aus der Heirat nichts
werde; das Geläuf wolle er nicht haben!“

Bei diesen Worten stockte Franzens Stimme, und
die beiden großen Kinder brachen in Schluchzen aus.

Das runzelige Gesicht der Beth verzog sich zu einem
hämischen Grinsen.

„Da hat der Schatzgräberlunzi ganz recht gehabt.
Das gäbe eine heitere Heirat! Wenn dir das Narren-
zeug einmal aus dem Schädel heraus wär', riffest du
dir die Haare aus, daß du dich wie einen räudigen
Hund habest von Haus und Hof jagen lassen wegen
dem Meitschi, du Löffel, der du bist! Nun aber hört
auf zu flennen! Das könnt ihr dann noch genug, wenn
ihr einander habt!“

Franz ließ sein Nastuch fallen vor Erstaunen, als
er die letzten Worte hörte.

„Wir bekommen einander doch? Hörst du, Ugetli?
Wir bekommen uns doch!“

„Ja, ich will Euch zum Schick verhelfen!“ fuhr die Alte fort. „Aber das sag' ich schon, ich wollte lieber zehn Hengste zähmen als des Milchmeiers Grind beugen. Aber er muß doch dran glauben und mir folgen wie ein Schäflein. Aber Ihr müßt nicht etwa meinen, daß das in ein paar Tagen abgemacht sei; es kann gehen bis im Herbst, bis die Medizin wirkt.“

„Wir können schon Geduld haben, wenn's nur wahr wird, gelt du, Agetli?“ sagte Franz und zog das schweigend neben ihm stehende Kind enger an sich und drückte schnell einen leisen Kuß auf dessen Wange.

Die Beth warf ihm einen drohenden Blick zu.

„Die Liebelei und Gelei hat nun aber ein Ende für eine Zeit lang, und Ihr müßt einander meiden. Habt Ihr's gehört? Ganz wie Euere Alten es wollen, müßt Ihr thun; das ist die Hauptbedingung, und der kleinste Verstoß gegen diese Verordnung könnte alles verderben!“

„Bis im Herbst also! O, so lange können wir's schon machen, gelt, Agetli?“ meinte der Bursche und that sich Gewalt an, die in ihm aufsteigenden freudigen Empfindungen zu unterdrücken. Agetli antwortete mit einem Thränenstrom.

Wieder glitt ein schelmisches Lächeln über der Alten Gesicht. Dann erhob sie sich, holte aus der Küche eine Schüssel mit Wasser.

„Nun tüchtig drauf los geflennt!“ schrie sie das Mädchen an, „und halte den Kopf hier über das Becken, bis sechs Thränen drein gefallen sind!“

Agetli gehorchte, und als das Geschäft glücklich abgethan war, goß die Beth das Maß aus dem Becken in eine Flasche unter allerlei Sprüchen und Hokusfokus.

„So, das wär' die Mixtur für den Milchmeier! Laß sie ihm heimlich in den Kaffee oder in die Suppe gießen, täglich einen Theelöffel voll!“

Franz nahm das Zaubergetränk gläubigen Herzens in Empfang und reichte der Beth ein ansehnliches Geldstück, das sie vergnügt einsteckte.

Leider schien die Medizin lange gerade entgegengesetzt zu wirken. Es war übrigens auch schwierig, sie regelmäßig anzuwenden, denn der Milchmeier speiste jetzt häufig bei des Weidenbauern oder es kam die Bree zu

ihm herüber und kochte ihm. Er hatte auf einmal einen blöden Magen bekommen, und die Speisen, die der Arzt ihm verschrieb, wußte seine alte Haushälterin nicht zuzubereiten; dazu brauchte es eine „gebildete“ Köchin. Uebrigens hätte man dem Milchmeier durchaus nichts angesehen, daß ihm etwas fehle. Er machte ja einen Kopf wie ein Truthahn und konnte stundenlang vor dem Spiegel stehen, sich herausputzen und die grauen Haare ausrupfen. Dafür war er gegen seinen Buben je länger je ruppiger und gönnte ihm bald kein rechtes Wort mehr. Arbeitete dieser fast über seine Kräfte, so sagte der Alte: „Du willst dich scheint's so hübschli ans tagelöhner gewöhnen?“ Ging Franz aus, so hänselte er ihn: „Gehst denk' zum Meinradskäppeli nach Schätzen zu graben?“

Er sah nämlich nicht ohne innern Groll, daß der Bub sich nicht mehr um das Mädchen kümmere. Wie die Dinge sich seither gestaltet hatten, hätte er den Franz gar zu gerne blank und bloß von Haus und Hof weggeschickt, wie der „Löffel“ beim ersten Putz ja ganz einverstanden zu sein schien. Die Bree hatte dem alten Ruter nämlich Hand und Herz versprochen unter der Bedingung, daß er ihr zum voraus dreißigtausend Franken als ihr Eigentum garantiere. Wie nun machen, wenn kein annehmbarer Grund vorhanden war, den Buben zu enterben? Da gab es kein anderes Mittel, als Geld herbeizuschaffen, gleichviel auf welche Art und Weise.

Mit jugendlichem Eifer warf er sich auf Spekulationen in Holz, Vieh, Gebäulichkeiten u. s. w.; wenn's nur etwas zu verdienen gab. Das Seltsamste bei der Sache war aber, daß der Milchmeier auf einmal mit der Beth, der „aus der Hölle Verwiesenen“, gar kundsam wurde, mit der sonst niemand ein unnötiges Wort verlor, und er lud sie oft zu sich zur Stubeten ein. Wurde ein Schwein geschlachtet oder den Imben der Honig genommen oder es fing das Frühobst zu fallen an: da mußte die Magd immer einen schönen Teil der „Here“ bringen, statt dem Pfarrer oder den Kapuzinern, wie das sonst der Brauch war. Das ganze Dorf hielt sich auf über diese Verirrungen. (Schluß folgt).

❖ Frost. ❖

Dur's fäld y flügt es Imbli,
's möcht öppis Süßes ha,
Do lache 's alli Blüemli
Gar grüesli fründlig a.

Es dankt, wie's 'so verachtet
Mües blüethe-n-uf em fäld
Und andri hebe Gastig
Chuum, daß sie uf der Wält.

Es sumset um und ahne,
Weiß nit, wo us und y,
Es Jeders winkt em zueche:
„Chehr y, ha süesse Wy!“

Am End' stellt's wieder 's Chöpfli:
„Jez losch mi frili stoh;
Doch wart, wenn all's verblüecht het,
Bisch über mi no froh!“

Do flügt's zur Tulipane;
Jez wird 's Margretli*) höhn:
Mit sym rotwyße Chöpfli
Het's gemeint, es syg so schön.

Mai 1899.

J. Reinhart, Erlinsbach.

*) Maßliebchen.